

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 25

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

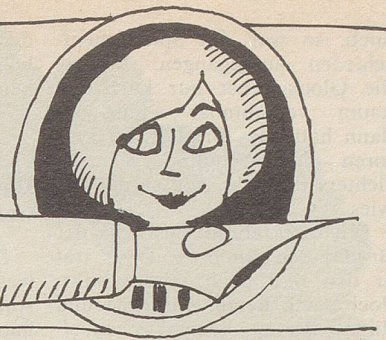
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Die Gemeinsamkeiten der Maria F. und des Knechts Köbu

Maria F., das darf man ruhig sagen, gehört zu den privilegierten Einzelpersonen, privilegiert durch Ausbildung und Beruf, aber ebenso durch die Wohnlage. Sie wohnt im luxuriös ausgebauten Dachstock einer alten Villa, mitten im Grünen und dennoch unweit des Stadtzentrums. Köbu dagegen ist Bauernknecht auf einem schönen Hof im Emmental. Nicht gerade der Schlauste, wie der Bauer sagte; anfänglich sei er gutmütig gewesen, aber jetzt fange er immer mehr an zu bocken.

In diesem Bauernhaus nun haben Freunde von mir eine Ferienwohnung gemietet, und ich war mit Maria F. zusammen dort eingeladen. Marias Schlafgelegenheit war neben dem Gaden Köbus, und sie erzählte am andern Morgen, sie habe Köbus Kuckucksuhr schlagen und eine Zeitlang auch seinen Radio gehört. «Ja eben», sagten unsere Freunde, «was soll er den ganzen Abend lang tun? Zu den Meistersleuten in die Wohnstube, wo der Fernsehapparat steht,

darf er nicht. Und um ins nächste Dorf in die Wirtschaft zu gehen, dazu ist der Abend zu kurz; wir sind hier doch sehr abgelegen. Sonst aber, glauben wir, ist Köbu doch recht gut gehalten.» Maria interessierte sich auf einmal so sehr für Köbu, dass es uns allen auffiel. «Könnte man ihn nicht einmal einladen?» fragte sie spontan; «ich sehe da gewisse Gemeinsamkeiten mit meiner eigenen Lage, und das beschäftigt mich.» Wir schauten uns nur verblüfft an, wollten sie aber nicht unterbrechen.

«Also, ihr wisst ja», fuhr sie fort, «ich bin ebenfalls alleinstehend und wohne in diesem Haus bei Prof. X, mit grossem Garten und schönen alten Bäumen. Und weil es im Sommer unter dem Dach vor Hitze kaum auszuhalten ist, fragte ich die Frau Professor, ob ich mich jeweilen in den Garten setzen dürfe. Ich hielt das für eine blosse Formfrage, bekam aber zur Antwort: (Nein, das ist nicht vorgesehen!) Nun bewohnt das Ehepaar auf zwei Stockwerken allein zehn oder zwölf Zimmer, aber einen Wand-schrank im Dachstock konnte man mir unmöglich abtreten, obwohl ich keinen Estrich habe. Doch sonst bin ich ja ganz recht gehalten, ich muss nur möglichst unsichtbar und unhörbar bleiben, denn sie benehmen sich nach wie vor wie in einem Einfamilienhaus, und die Vorschriften, die sie für die

Bewohner erlassen haben, gelten nur für mich, nicht aber für sie. Als letztes Jahr im Garten Ueberfluss an gelben Pflaumen war, hat mir die Hausbesitzerin sogar davon geschenkt. Sie hiess mich in die Küche, wählte sorgfältig die aufgesprungenen, überreifen und angefaulten Früchte aus, legte sie in ein Schüsselchen und sagte leutselig: «So, da haben Sie einen Dessert für heute!»

Den grossen schönen Garten sehe ich weiterhin von meinem Mansardenfenster, wenn ich mich hinauslehne, auch ihre beiden grossen Terrassen zur Gartenfront mit Tischen und Stühlen, wo man im Sommer bequem essen kann.» Wir begannen allmählich zu begreifen, wo Maria ihre Gemeinsamkeiten mit Köbu sah, hoben aber doch die Unterschiede noch gebührend hervor.

Eine Gemeinsamkeit ist übrigens seither noch dazugekommen: beiden wurde gekündigt. Und merkwürdig gleichartig war auch der Kommentar der Gegenpartei. Der Bauer sagte: «Es ist einfach nicht mehr gegangen mit ihm.» Und die Frau Professor sagte zu Maria: «Es ist besser so. Es ist einfach nicht mehr gegangen mit Ihnen.»

Ein Unterschied bleibt allerdings: Maria findet relativ leicht eine andere Wohnung. Doch Köbu? Aber einladen sollte man sie trotzdem einmal zusammen, die Maria F. und den Knecht Köbu.

Nina

Fussballschwester

Wenn alle Welt vom Fussball spricht, so kann auch ich ein Wörtlein mitreden. Ob Tor oder Goal, ob Corner- oder Eckball: die Fussballsprache ist mir von jung auf vertraut. Denn ich bin eine Fussballschwester. Ich war vierzehn, als mein elfjähriger Bruder in eine Junioren-Mannschaft unseres Städtchens eintrat. Dem Vater war das recht. Die Mutter jedoch äusserte Besorgnis. Irgend jemand hatte ihr verraten, dass Fussballer den Ball nicht nur mit dem Fuss bewegen, sondern gelegentlich auch mit dem Kopf. Wie leicht konnte ein solcher Kopfball das Denkgehäuse ihres Sohnes beschädigen! Aber der so Bedrohte lachte nur. Er tat sich an seinem Platz im Sturm, als Linksausser, bald auf besondere Weise hervor: Er war nicht nur Linkshänder, sondern auch Linksfüsser. Und während die Schulmeister sich bemühten, dem Knaben das Schreiben mit der rechten Hand beizubringen, liessen sie sein linkes Bein in Ruhe. Also trat der Bruder links,

und wie! Aus seinen Spielberichten am Familientisch erfuhren wir, dass seine unerwarteten Linksschüsse beim jeweiligen Gegner Verwirrung und Schrecken hervorriefen.

An zwei oder drei Sonntagen während der Saison spielte die Elf meines Bruders auswärts, auf Vereinsplätzen der Ortschaften ringsum. Man trat lange vor Beginn des Hauptspiels an, zum Vorspiel, dem es offenbar nie an Zuschauern fehlte. Ich selber freilich habe den Bruder nie spielen sehen. Es war dazumal nicht üblich, dass halbwüchsige Mädchen Fussballplätze betreten. Hätte ich's trotzdem gewagt – Bruderherz wäre vor Scham im Rasen versunken. Uebrigens erfuhr ich das Spielresultat immer schon, bevor der Bruder den Mund öffnete – durch «Fernton» sozusagen. Da der junge Sportler keinen Hausschlüssel mitbekam, musste er bei der Heimkehr an der Türe läuten. Tönte es dann am späten Nachmittag draussen «trrrringlinglingling», so hatte seine Mannschaft gewonnen. Lätete er wie andere Menschen



auch, so war das Spiel unentschieden ausgegangen. Machte die Glocke aber nur kurz und kaum vernehmbar «ping...», dann hatte des Bruders Elf verloren – durch Schuld des Schiedsrichters übrigens, wie er uns bewies.

Mit den Jahren entwuchs der Bruder den Junioren. Zwar trat er den Ball noch immer links; doch seine Beine, nun lang und dünn, liessen keinen schenkelstarken Meisterkicker erwarten. Ein Fussballfan ist der Bruder geblieben; ein gestrenger Zuschauer auf der Tribüne, der den Tabellenstand im Kopf hat und im voraus weiss, wo die Aufsteiger wohnen. Mag die Fernsehübertragung eines Cupfinals sich noch so tief in die Nacht hineinziehen – er weicht und wankt nicht. Still richtet seine Frau ihm Bier und Brötli her, bevor sie schlafzimmerwärts entschwindet. (Er merkt nichts davon.) Und wenn ich, die Ex-Fussballschwester, inzwischen auch in eine gänzlich fussballferne Sippe geraten bin, so leiste ich mir doch hin und wieder ein Spiel am TV-Gerät. Wenn dann die Stimmen von Zehntausenden im Stadion widerhallen, höre ich in

der Erinnerung des Bruders fröhliches Läuten nach seinem Knabensieg am Sonntagnachmittag.

Madie

Das soll verstehen, wer will ...

Es stand in der Zeitung – und was in der Zeitung steht, muss ja stimmen! Im vergangenen Jahr haben wir Schweizer anstatt zwei Prozent Energie zu sparen, wie das nach Ausrechnung aller gescheiterten Leute hätte sein müssen, sogar noch 2,2 Prozent mehr verbraucht als im Jahr zuvor.

Dabei hatte uns doch Bundesrat Ritschard über die Zeitungen, über das Radio – wer erinnert sich nicht an Hans A. Traber und seine morgendlichen Energiesparprüche im Radio – immer wieder mitteilen lassen, wie wir Energie sparen können (und ich nehme an, er hat Ähnliches auch der Industrie erzählen lassen). Wir haben also unsere Fenster mit Tesafilm verklebt, damit es nicht mehr zieht. Wir haben auf unsere schönen Pfannen mit Blümli verzichtet, weil jene ohne Blümli weniger Strom brauchen, wir haben die Wäsche der ganzen Familie immer sorgfältig eingesammelt, damit die Waschmaschine ausgenutzt ist ... wir haben unser hübsches, aber eher leichtes Hauskleid nicht mehr angezogen, weil wir bei 19 Grad in einem dicken Pullover weniger frieren, und nun das!

Natürlich kann man annehmen, dass viele Leute sich einfach noch nicht darüber im klaren sind, dass alles Erdöl, das bisher so einfach in die Heizung geflossen ist – die Krise von 1973 schlägt sich ja nur in der Erinnerung an autofreie Sonntage nieder –, bis in wenigen Jahren sehr viel spärlicher fliessen und eines Tages versiegen wird.

Und jetzt kommt alles auf einmal: wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass wir offenbar nicht gelernt haben, zu sparen und dass wir auf neue Energie-Erzeuger angewiesen sind. Doch bis die Ausnutzung von Sonne und Biogas so weit ist, bleibt uns vorläufig nur die Kernkraft. Das hat Bundesrat Ritschard während der Debatte über die Revision des Atomgesetzes dem Nationalrat genauso deutlich gesagt, wie uns vor einem Jahr, dass wir sparen müssen.

Dennoch will mancher auch jetzt noch nicht einsehen, dass wir die Kernkraftwerke brauchen. Dabei ist er ebenso wie ich auf den Schalter an der Wand und den Tank im Keller angewiesen. Und er will ebensowenig wie ich, dass zum Beispiel am Rhein mehr Wasserkraftwerke gebaut werden. Aber Bundesrat Ritschard und seinen Mannen will man offen-

sichtlich auch nicht trauen, sonst müssten sie doch einsehen, dass der vorläufig richtige Weg über Kernkraftwerke führt, von denen immerhin schon deren drei in unserem Land bisher ohne jeglichen Atom-Unfall in Betrieb sind.

Das soll verstehen, wer will: ich habe mich entschlossen, Bundesrat Ritschard zu glauben, sonst stehe ich nämlich in zehn Jahren mit meinem zwar sparsamen, aber immer noch elektrifizierten Haushalt da und habe keinen Strom mehr, weder fürs Staubsaugen noch für die Waschmaschine, vom Oel für die Heizung ganz zu schweigen.

Helene

Kindermund

Kinder pflegen immer wieder zu fordern: «Ich wott...» und «Ich wett...». Wie oft hat man als Vater oder Mutter hier zu mahnen, bis das erwünschte «Bis-so-guet» kommt.

Um diese lästige Mahnerei etwas humorvoller zu gestalten, gebe ich auf «Ich wott...» und «Ich wett...» vor, nicht zu verstehen, was gemeint sei, und scherze, dass dies wohl chinesisches sei, wobei schnell ein lachendes «Bis-so-guet» aus dem Kindermunde folgt.

Ich sitze mit unserer Familie am Mittagstisch. Der Erstklässler fragt, was denn da am 1. Mai für ein Umzug sei? Ich erkläre ihm, an diesem Umzug würden Leute etwas für sich fordern. Sie trügen Spruchbänder mit der Aufschrift: «Wir wollen mehr Lohn.» «Wir wollen weniger arbeiten.» «Wir wollen mehr Ferien» und dergleichen mehr.

Mit grossen Augen fragt der Kleine erstaunt: «Müend dann die nid 'Bis-so-guet säge?» Helfend springt seine um zwei Jahre ältere Schwester ein: «Weisch, die chönd ebe Chinesisch!»

Christoph B.

Echo aus dem Leserkreis

Kommentar zu «Sei hilfreich und tue Gutes!»

Die Zeilen von Myrtha in Nr. 18 haben mich sehr interessiert, denn auch ich bin eine von denen, die jeden Montag von 13 bis 15 Uhr in einem Chronischkrankenheim den Insassen vorlesen, Meine Geschichten sind allerdings anderen Inhalts, z. B. lese ich die Büchlein «Ein Berner namens...» von Ueli dem Schreiber mit viel Erfolg vor, Anekdoten von alt Bundesrat Minger oder Schottenwitze, Wilhelm Busch, Heinz Erhardt, Kinder schreiben an den Bundesrat, den Nebi usw. usw. Und da es ja wirklich Leute mit ganz unterschiedlichem Niveau gibt, besuche ich die Patienten in ihren eigenen Zimmern und führe auch Gespräche, und zwar nicht nur über das Wetter. Die Patienten und ich geniessen diese Zeit, was ich an ihrer freudigen Begrüssung merke und an ihrem nicht endenwollenden Dank. Ich hoffe also sehr, genügend Gschpüri und Humor zu besitzen, um ihnen eine wirkliche Freude zu bereiten!

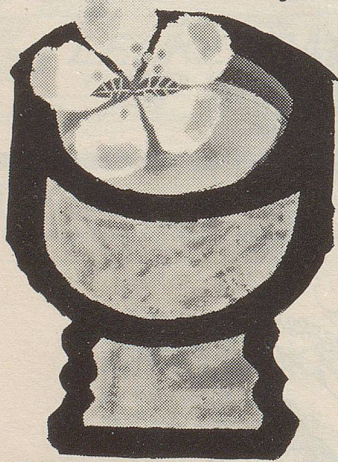
Meieli

«Was darf eine Witwe?»

Liebe Eva Renate, wo in aller Welt bist Du wohl zu Hause? Ich wohne in Winterthur und bin seit drei Jahren Witwe. Ich habe in dieser Zeit überhaupt nie eine ähnliche Aeusserung gehört, wie Du sie im Nebelspalter Nr. 18 beschreibst. Im Gegenteil, alle meine Nachbarn und Freunde sind äusserst entgegenkommend und besorgt um mich. Sie helfen mir, wenn etwas in meinem Einfamilienhaus nicht klappt, und besonders im Garten ist jede Hilfe sehr willkommen, da ich selbst leicht invalid bin. Meine vier jungen Zimmerherren, die ich nacheinander in diesen drei Jahren hatte, waren alle musterhaft. Dem letzten, einem Romand (er hat vor kurzem geheiratet), und seiner jungen Frau bin ich so etwas wie ihre Grossmutter geworden. Du siehst, liebe Eva Renate, man darf nicht verallgemeinern, oder bist Du vielleicht mimosenhaft empfindlich?

Mit mitschwesterlichen Grüessen
Silvia

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet



Zielgruppe